

Sanela Tadić

TiefSeelenTaucher

Erzählung (6/2013)

„Tiefes Leid kann die stärksten Seelen hervorbringen.
Die allerstärksten Charaktere sind mit Narben übersät.“
(Khalil Gibran)

„Das Buch muss die Axt sein
für das gefrorene Meer in uns.“
(Franz Kafka)

GRENZEN DER SEELE

Es ist ein kalter Tag in Berlin. Im Osten der Stadt geht ein junger Mann spazieren. Bei minus sieben Grad peitscht ihm die eisige, klare Luft sanfte Schnitte ins Gesicht. Auf seiner vom Winter blassen, angespannten Haut bleiben sie unsichtbar. In eiligen Schritten überquert er die große Kreuzung am Checkpoint Charlie, der denkwürdigen Stadtgrenze, an der sich heute viele Touristen andrängen, um aus jeder Perspektive Fotos zu schießen. Er bleibt stehen und versucht sich auf den Ort zu konzentrieren, an dem er steht, sich Souvenirs, Symbole und Bilder wegzudenken. Wie bei jedem Besuch in einer Großstadt werden auch hier vor allem Fotos gesammelt, mehr als Erinnerungen. Eine Touristin posiert im Minirock und Netzstrümpfen

aufreizend zwischen zwei Männern, die für den Show-Effekt als Grenzsoldaten verkleidet sind, während ihr Begleiter sie fotografiert.

Der Mann beobachtet eine Weile den Platz und konzentriert sich auf das, was ihn gerade durchdringt und was durch ihn zum Vorschein kommt. Und ohne wirklich daran geglaubt zu haben, schafft er es, für einige Momente seine inneren Grenzen zu öffnen. Er macht sich selbst zum Checkpoint. Eine Gefühlswelle der Zeit durchströmt ihn. Angst, Sorge, Trauer, Heimweh, aber auch Hoffnung, Triumph, Ekstase und Begeisterung, überschwemmen ihn von innen heraus. Sein still stehender Körper friert, aber er merkt es nicht mehr. Das Gedächtnis dieses Ortes ist nun in ihn, den Touristen, hineingegangen. Was war, was ist und was werden könnte. Wo er genau steht, ist gar nicht wichtig, auch nicht wann der Ort von Bedeutung war. Es geht ihm darum, dass seine Seele etwas wahrnimmt. Auf der Flucht, gehetzt und aufgepeitscht sind die Menschen noch immer und werden sie immer sein. Grenzen überquerend oder vor ihnen zurückschreckend. Sehnsüchtig nach den vielen Formen des Jubels, den sie sich erträumen, manchmal auch erleben.

Der Mann staunt lächelnd über sich selbst, friert wieder und geht weiter durch die Straßen Berlins. Er klappt den Kragen seines braunen Mantels hoch und zieht den Knoten seines grauen Schals fester um den Hals. Den kalten Wind im Rücken ist er stundenlang zu Fuß unterwegs, bis ihm direkt unter einem Café eine kleine, charmante Buchhandlung auffällt: Schräg und unterirdisch angebaut, mit einem vorstehenden Metallschild über der schmalen Tür. Auf dem Schild ist eine alte Truhe abgezeichnet, aus deren Spalt dicke Bücher herausquellen. Darunter in einer warmen, gelben Schrift ein alter jüdischer Name: Goldmann.

Er betrachtet das Logo und erinnert sich an einen Traum, den er vor Jahren einmal hatte, als er in einer tiefen Sinnkrise steckte, die ihn auch jetzt erneut eingeholt und nach Berlin geführt hat. Selbstzweifel machten ihm damals schon schwer zu schaffen. Er war drauf und dran, sich gegen den Beruf zu entscheiden, den er sich eigentlich wünschte, aber dem er sich insgeheim nicht gewachsen fühlte. Seine Seele hatte Grenzen, die er vielleicht nicht überwinden konnte, aber für diesen Beruf überwinden musste.

Da träumte er eines Nachts von einer großen Truhe, die in einem leeren, sauberen Stall stand. Nur die Truhe. Sonst nichts. Seine innere Stimme sagte ihm, dass sich dort drin ein Schatz befindet. Etwas sehr Kostbares und Seltenes. Aufgeregt und voller Neugier versuchte er, die Truhe zu öffnen, die zwar kein Schloss hatte, aber deren Deckel sehr schwer war. Als er es endlich geschafft hatte, fand er darin nur Stroh. Doch die Sonne schien plötzlich ganz hell in den Stall hinein und er entdeckte einen zerknüllten Zettel in der Truhe. Er faltete ihn auf und las dort nur drei Worte: *Glauben bedeutet Sehen*. Dann wachte er auf.

Lange quälte ihn die Frage nach dem Sinn dieser Worte. Müssen wir etwas sehen und erkennen, um daran glauben zu können – oder brauchen wir Glauben, um sehen und erkennen zu können? Beides ist wahr, entschied er und wählte den Beruf, für den er sich bestimmt glaubte und bei dem er sehen und erkennen musste. Seine inneren Grenzen und die Grenzen in anderen, die zu überwinden sind.

Sein eiskaltes Gesicht glüht, als er den Buchladen betritt. Der auftauende Frost schmerzt ein wenig auf seiner Haut, die in der Wärme errötet und sich langsam angenehm entspannt. Ein leichter Schwindel überkommt ihn, ähnlich dem einer gerade entbrannten Leidenschaft, der man sich mit jeder Stelle

seines Körpers hingibt, ihn der Hitze überlässt, nicht nachdenkt, nur fühlt, wie Grenzen sich auftun, die Seele selbst zur Fackel wird und in Flammen aufsteigt.

Er schmunzelt, dass ihn sein augenblicklicher Zustand an die Liebe erinnert. Kein Wunder, dass ganz Berlin sehnsüchtig auf den Frühling wartet. In der Wärme blühen sogar Gedanken, die tief im Unterbewusstsein einmal eingepflanzt wurden. Vielleicht ist es auch kein Wunder, dass er jetzt in einer Buchhandlung steht – dem Garten blühender Seelen, die sich mitzuteilen wussten.

Eine junge Frau eilt aus einem Hinterzimmer herbei mit einer Zigarette in der Hand. Frech, aber sympathisch ruft sie: „Ich bin gleich bei Ihnen!“ und verschwindet mit einem Lausbuben-Lächeln, um ihre schlechte Angewohnheit zu Ende zu führen. Der Mann muss lachen und gibt ihr Handzeichen, sie solle sich Zeit nehmen. Er schaut sich im Buchladen um, der nicht penibel übersichtlich ist und in dem nicht genug Regale stehen. Viele Bücher sind beinahe künstlerisch am Boden aufgestapelt oder wie Dominosteine aneinander gelehnt. Er muss aufpassen, um nichts umzustößen. Eine erkennbare Trennung in Rubriken scheint es nicht zu geben. Nur auf dem Schreibtisch, auf dem eine altmodische Kasse steht, sind bekannte Bestseller mit sichtbarem Cover aufgereiht.

„Sie sind bestimmt nur reingekommen, um sich aufzuwärmen!“ ruft die Frau, die aus ihrem Raucherversteck wieder hervorkommt und sich an den Schreibtisch setzt. Aus einer Schublade holt sie ein Parfümfläschchen hervor und besprüht großzügig ihren Hals.

„Sie haben mich durchschaut! Aber von draußen hat mir auch der Laden gefallen und das Schild.“ antwortet der Mann.

„Ich weiß. Sagen Sie nichts! Hier drin ist Chaos! Aber dafür bin ich ja da. Ich weiß genau, wo was ist. Sagen Sie mir, was Sie suchen oder ich empfehle Ihnen was.“

„Ich suche nichts. Ist wohl besser, Sie empfehlen mir was, sonst bring ich Ihnen noch Ihr Chaos durcheinander.“ sagt er und bemüht sich, mit ihrer Leichtigkeit mitzuhalten.

„Solange Sie keine glückliche Liebesgeschichten wollen, gern! Alle wollen immer nur glückliche Liebesgeschichten...“ Sie verdreht die Augen und fasst sich theatralisch an die Stelle ihres Herzens.

„Was ist falsch daran?“ fragt er.

„Es gibt keine glückliche Liebesgeschichte, sonst wär's ja keine Liebesgeschichte. Nach dem Happy End wird's doch erst spannend! Wer will schon die ganze Zeit glücklich sein? Langweilig!“ Sie zwinkert und stützt ihre verschränkten Arme auf den Tisch. Gesprächsbereitschaft signalisierend.

Ihre Art gefällt ihm. Sie bringt ihn dazu über Dinge zu lachen, über die man sonst nicht lachen kann.

„Was lesen Sie denn gern?“ will er wissen.

„Keine dieser Bestseller. Soviel ist klar.“ Sie zeigt auf die prominente Buchreihe, die vor ihr liegt. „Ich mag die alten Bücher oder solche, die kaum einer kennt. Bücher, die etwas auslösen und ein Leben lang in Erinnerung bleiben. Nicht nur einen faden Sonntag lang. Verstehen Sie?“

„Das verstehe ich gut.“

Sie hat kurzes Haar, trägt eine schokoladenbraue Cordhose, einen jade-grünen Strickpullover mit V-Ausschnitt und braune Stiefel. Ein bisschen jungenhaft sieht sie aus, aber auf weibliche Weise sehr charmant und – wie der Mann immer wieder feststellt – klug und humorvoll.

„Wünschen Sie sich nicht auch manchmal, ein dickes Buch zu sein, in das jemand mit ganzer Seele hineintaucht?“ fragt sie den Mann in naiver Spontanität. Ihm wird klar, dass diese Verkäuferin in einem großen Bookstore nicht glücklich wäre. Wie der Buchladen ist sie ein Original ihrer Zeit, in der es die Massen an Kopien sind, die das Chaos aufheben und uns das geordnete, doch eintönige Leben sicherstellen.

Die junge Frau bemerkt, dass der Mann sie auf einmal anders ansieht.

„Sie finden mich komisch, stimmt's?“ fragt sie und klingt gekränkt.

Er überlegt kurz und sagt mit einem frohen Ausdruck auf dem Gesicht:

„Ich finde, Sie sind eine Erleichterung.“

„Wie Erleichterung?“

„Sie haben keine Angst über die wirklich wichtigen Dinge zu sprechen.“

Entzückt dankt sie ihm für sein Kompliment, das sie in dem Moment versteht, als auch sie eine Erleichterung verspürt.

„Woher kommen Sie eigentlich? Sie haben ein so sauberes Deutsch?“

„Aus der Schweiz.“

„Merkt man nicht. Schweizer erkenne ich sofort. Sie könnten von überall her sein. Und was machen Sie in Berlin?“

„Ich habe ein Seminar besucht.“

„Was für ein Seminar?“

„Über die Grenzen der Seele.“

„Und? Haben Sie sie gefunden? Die Grenzen?“

„Nein.“

„Gut oder?“

„Sie haben Recht. Das ist gut.“

„Warum interessiert Sie das?“

„Ich bin Therapeut. Oder Seelenklempner.“

„Ah ja... Das sind diese Berufsgattungen, die man nur heimlich googelt.“

„Richtig! Keiner will was mit uns zu tun haben, aber alle brauchen uns.“

„Leute wie Sie tauchen in die Seelen anderer Leute ein – und die anderen... Sie wissen schon. Lusttaucher eben.“ Sie lacht über sich selbst, dass sie das gesagt hat.

„Und doch irgendwie geht das eine nicht ohne das andere.“ sagt sie ungehemmt. „Geht schon. Ist aber wie Baden ohne Schaum – Aber zugegeben: Man sieht wenigstens klar, wenn auch nicht alles.“

„Dann bin ich so was wie ein Seelentaucher? Gefällt mir besser als Therapeut.“

„Mir auch. Sollte offiziell werden. Der Name meine ich. Hätten vielleicht einige mehr Lust drauf!“

Beide fangen laut zu lachen an.

„Aber es muss schwierig sein für Sie mit anderen Mitmenschen.“ bemerkt sie schließlich ernst. „Wenige lassen sich gern wie ein Buch lesen. Sie möchten ja selbst am liebsten gar nicht in sich lesen.“

Der Mann nickt nachdenklich. „Darum liebe ich Bücher.“ sagt er. „Jeder, der etwas schreibt, zeigt uns, wie viel mehr in uns steckt und dass es beachtet werden sollte.“

„Ich schreibe auch ein wenig.“ offenbart sie.

„Wirklich? Verkaufen Sie hier auch, was Sie schreiben?“

„Ich zeige meine Erzählungen nur ganz besonderen, vor allem älteren Menschen. – Oder Männern, die mich nicht mehr anrufen sollen!“ Sie lacht lauter, als sie will.

„Warum nur älteren Menschen? Und warum so zynisch?“ fragt er.

„Die Älteren nehmen sich Zeit und verstehen besser.“ – „Sie tarnen sich aber schlecht!“

„Was meinen Sie?“

„Ein Mann, der einer Frau tiefgründige Fragen stellt, ist entweder frisch getrennt oder Therapeut.“

Er muss wieder lachen. „Und wenn er keine tiefgründigen Fragen stellt?“

„Dann ist er mit ihr verheiratet!“

„Und wenn er sich einfach für sie interessiert?“

„Auch dann nicht. Dann wollen Männer nämlich immer das Interesse der Frau erwecken, weil sie sie interessiert. Sie fragen sie nichts. Sie quatschen sie voll. Ganz ungeschickter, männlicher Wesenszug übrigens, der zwangsläufig zum berühmten letzten Satz führt: ‚Du hast mich nie geliebt!‘“

„Bei Frauen kommt das nicht vor?“ fragt er schmunzelnd.

„Aber ja doch! Männliche Wesenszüge gibt’s bei uns auch! Das müssten Sie doch wissen! Dass wir alle mehr oder weniger bisexuell sind.“

Sie mustert ihn mit gespielter, psychoanalytischer Miene.

„Bei Ihnen erkenne ich ganz scharf einen ausgeprägten, weiblichen Wesenszug.“

„Frage ich zuviel?“

„Sie hören gern zu.“ sagt sie. „Ob Mann oder Frau. Dieser Wesenszug ist vom Aussterben bedroht – im Zeitalter der multi-maximalen Kommunikation!“

„Am meisten beschäftigt mich das, was ich nicht höre.“ sagt er.

Als er das ausspricht, fragt er sich gerade, warum er eigentlich von seinem Beruf eine Auszeit genommen hat. Man hat ihm dazu geraten. Ja. Er müsse seine Einstellung ändern, nicht alles und jeden zu nah an sich rankommen lassen, sich selbst dabei nicht vergessen. Doch obwohl er nicht arbeitet, arbeitet er weiter, geht alle abgebrochenen Therapien noch einmal durch, entwickelt neue Ideen, wie er seine einstigen Analysanden dazu bringen kann, frei von Eitelkeit, Scham und Angst sich selbst sagen zu hören, was in ihnen

vorgeht. Das ist es, denkt er. Die Eisschichten wegschmelzen lassen und das weite, freie Meer in sich sehen. Könnte ihm das doch immer gelingen!

„Was ist mit Ihnen?“ fragt sie ihn, mit dem Gefühl, wichtige Seiten in ihm bereits gelesen zu haben.

„Was meinen Sie?“

„Wer hört Ihnen zu? Wer beschäftigt sich mit Ihrer Seele?“

Er schweigt länger, als er will, und beiden wird klar, dass sie auf *seine* Grenze gestoßen sind.

„Seelentaucher haben auch eine Seele.“ sagt sie, um die Stille zu unterbrechen. „Ich weiß, welches Buch ich Ihnen empfehlen kann.“

„Welches?“ fragt er.

Sie dreht sich um und holt ein dünnes Band aus dem Regal direkt hinter ihr hervor.

„Verraten Sie's niemandem: Aber in dem Regal hinter mir sind meine persönlichen *The Best Of's*.“ Sie schlägt die letzte Seite des Buches auf und schreibt hinein: Ihren vollen Namen, ihre Adresse und ihre Telefonnummer. Dann schlägt sie es zu und überreicht es ihm mit feierlicher Geste.

Verlegen nimmt er das Buch aus ihrer Hand entgegen. Seine Leichtigkeit ist ihm verloren gegangen. An ihre Stelle ist eine unsichtbare, undurchdringliche Hülle getreten, in die er sich zurückzieht. Wie in einen Kokon. Auf dem Cover des offenbar alten Buches steht ein unbekannter russischer Name und ein deutscher Titel: *Das Meer in uns*.

„Ich schenke es Ihnen. Hoffe, Sie lesen es bis *ganz* zu Ende.“ sagt sie augenzwinkernd. „Und vergessen Sie nicht: Nach dem Happy End einer Geschichte kann's erst noch richtig spannend werden!“ Sie setzt ein bemüht mysteriöses Gesicht auf.

„Ich danke Ihnen.“ Er verabschiedet sich mit einem kurzen Händedruck und flüchtet hinaus in die Kälte. Getrieben von steigender Spannung und zunehmender Wärme. Sie sieht ihm enttäuscht nach und zündet sich grübelnd eine Zigarette an.

Seinen Namen hat er ihr nicht genannt und er selbst weiß auch warum. Es ist wie in seinem Traum von der Truhe: Der feste Glaube fehlt ihm, um seine Seele einem anderen Menschen wie ein Buch aufzuschlagen.

DAS MEER IN UNS

Es war das Jahr 1988: Im Hafen einer russischen Stadt, die im Antarktischen Ozean liegt, war das Wasser sogar im kältesten Winter nie vereist. Boris bewunderte täglich den Ozean, während er am Pier an seiner Schnapsflasche nippte und jedes ein- oder auslaufende Schiff mit respektvollen Seemannsgrüssen bedachte. Er war ein in die Jahre gekommener Matrose und liebte das Meer mehr als das Land. Lange in seinem Leben hatte er mehr Gezeiten gesehen als Menschen. Als Matrose war er überqualifiziert. Bevor er sich für das Meer entschied, hatte er als junger Mann in einer anderen Stadt als Eisenbahn-Ingenieur gearbeitet. Er war sehr gebildet und klug. Auf den Schiffen und in den Kajüten hatte man ihn oft mit einem Buch angetroffen. In den Büchern interessierten ihn die Menschen mehr als in der Wirklichkeit. Am liebsten hätte er sein eigenes Schiff gehabt. Nur für den Zweck, allein auf dem Meer zu leben.

Als er eine schwerwiegende Verletzung am Bein erlitt und immer wieder mit leitenden Schiffsoffizieren in Konflikt geraten war, gab er das Matrosen-Dasein auf und lebte fortan im Knechtdienst, bei dem er jede Hilfsarbeit in der Stadt annahm, die angeboten wurde. Viel Geld verdiente er nicht und er vermisste es auch nicht. Alles, was er sich leistete, war eine kleine, heruntergekommene Hütte am Waldrand, die man sonst wohl abgerissen hätte. Von seinen kleinen Gehältern kaufte er sich Essen und nur das Allernötigste, was ein Mensch zum Überleben braucht. Vor allem aber besaß er viele Bücher, die alle in seiner Hütte Platz fanden, weil sich darin nur ein abgenutztes Bett und ein Stuhl befanden. Um zu essen und zu heizen, machte er ein Lagerfeuer. Sich und seine Kleidung wusch er am Fluss, der in der Nähe lag. Er bezahlte keine Steuern und war auch nirgends registriert. Niemand behelligte ihn deswegen. Vielleicht fiel es auch niemandem wirklich auf, oder es wurde mit Absicht versäumt, weil man in ihm ohnehin einen Verwaisten seines eigenen Lebens sah.

In diesem Winter kam eine Frau aus der Fremde in die Hafenstadt, in der sie noch nie gewesen war. An der Grenzkontrolle des Flughafens hörte sie wieder ihre Muttersprache, die ihr zwar von Kindheit an vertraut war, aber die zu sprechen sie sich im Ausland abgewöhnt hatte. Die Worte klangen für sie grob und lieblos. Geradezu bedrängend. Sie sehnte sich nach Stille und vergaß dabei, dass jede Sprache an einer Grenzkontrolle grob, lieblos und bedrängend klingt. Doch in dieser Sprache dachte sie einst ihre ersten Gedanken, mit denen sie sich ihre Gefühle zu erklären versuchte. Und in dieser Sprache hörte sie als Kind die Menschen sprechen, die ihr am wichtigsten waren. Selbst später, als sie im Ausland ein neues Leben zu führen begann, waren es immer besonders ernste, besonders traurige oder auch wütende Momente, in denen sie ganz

plötzlich, ganz automatisch, sprachlich zu ihren Wurzeln zurückkehrte. Als könnte sie das, was sie in solchen Momenten sagen wollte, nur in ihrer Muttersprache ausdrücken.

Nachdem sie mit nur einer Reisetasche die Grenzkontrolle passiert hatte, betrat sie den kleinen, ungepflegten Flughafen. Es war schon Abend. Frierende Bettler und arme Leute suchten einen Platz in der Wärme. Sie tummelten sich verstohlen zwischen einheimischen Reisenden und fremdsprachigen Ausländern. Sie wusste nicht recht, zu welchen sie zählte. Heimat fühlte sie nicht, fremd kam sie sich auch nicht vor. Am ehesten noch fühlte sie sich den armen Leuten verbunden, die nirgends hingehören, und die, weil sie nichts besitzen, mit dem Gefühl von Wertlosigkeit durchs Leben gehen. Von Hunger und Entbehrung kann man sich erholen. Man kann wieder satt, gesund und sogar wohlhabend werden. Aber wird man dieses Gefühl der Armut nicht los, bleibt man immer Bettler. Egal ob mit oder ohne Geld.

Bevor sie auf die schneebedeckte, glatte Straße trat, legte sie einen Geldschein in die vorgehaltene Mütze eines alten Mannes. Dieser dankte ihr mit euphorischen Gesten und versicherte, dass Gott sie auf ihrem Weg beschützen würde. Seine Reaktion beschämte sie irgendwie. Sie hörte an seiner Stimme, dass er diese Worte schon tausendmal gesagt hatte, aber immer noch Bettler blieb, der sicher zu wissen glaubte, wem Gott wohlgesinnt ist.

Kaum hatte sie den schneidigen, kalten Wind im Gesicht gespürt, fuhr ein altes Taxi mit quietschenden Reifen an sie heran. Der Fahrer lehnte sich über den Beifahrersitz und glotzte sie an: Eine dezent geschminkte, junge Frau um die 30. Gepflegt. Brünett. Schulterlange Haare. Ein kritischer Ausdruck im Gesicht, der sie vor ihrer Naivität beschützen sollte, was sie sich bewusst war. Ein eleganter, schwarzer Mantel, ein violetter Schal, unverbleichte blaue Jeans,

passend zum Schal die violetten Winterstiefel und eine glänzende, schwarze Handtasche an ihrer Schulter. Das alles gab ihm die lohnenden Stichworte: Ausländerin. Gutaussehend. Allein. Visum. Geld.

Der Fahrer stieg aus, um beste Manieren vorzuführen. Mit einem flüchtigen Händedruck und ein paar Brocken Englisch begrüßte er seinen neuen Fahrgast und nahm ihr die Reisetasche ab. Sie dankte ihm in seiner Sprache, was sein Selbstbewusstsein stärkte. Während er das Gepäck im Kofferraum verstaute, in dem er noch unzählige andere Dinge mit sich fuhr, stellte er sich ihr als Igor vor.

„Ich bin Sonja.“ erwiderte sie. Ihre Haltung war freundlich, aber distanziert. Sie zögerte etwas und stieg bereits hinten ins Auto ein.

„Igor wird Dir die Stadt zeigen!“ rief der Fahrer aus, als er am Lenkrad saß. Sonja kramte in ihrer Handtasche.

„Fahren Sie notfalls auch die ganze Nacht?“ fragte sie eilig.

„Ob ich...?“ Der Taxifahrer drehte sich zu ihr um und staunte sie an.

„Ich kann Dich fahren, solange Du willst, Schätzchen!“ Er grinste und begann sich reflexartig Knöpfe vom schwarzen Hemd aufzumachen, bis er seine Brusthaare sehen konnte. Nur eine ausgebleichte Jeansjacke trug er über dem Hemd und abgewetzte Stoffhosen, die einmal zu einem Nadelstreifen-Anzug gehörten. Selbst die Bettler waren wärmer angezogen als er.

„Wir fahren noch nicht zum Hotel.“ sagte Sonja. Sie fror, aber mehr vor Angst als vor Kälte. „Ich suche jemanden. Hier gebe ich Ihnen schon mal die Hälfte des Geldes. Den Rest gebe ich Ihnen, wenn wir ihn gefunden haben.“

„Gefunden? Wen?“ Igor schob das Geld in seine Jackentasche. Einen Arm auf den Beifahrersitz gestützt starrte er Sonja eindringlich ins Gesicht. Sie merkte, dass sie vor Angst und Nervosität völlig durcheinander war. Sie reichte ihm ein Foto aus ihrer Tasche. Ihr war klar, wie naiv sie sich benahm.

„Diesen Mann. Er heißt Boris Grigoriev und muss jetzt Anfang 50 sein.“

„Schätzchen! So hab ich mir unsere Nacht nicht vorgestellt!“ seufzte er und versuchte ein Augenzwinkern, das ihm nicht gelang. Er wirkte, als würde er Filmszenen nachspielen, in denen er den Verführer und Helden mimte.

„Was? Ich bin nicht Ihr Schätzchen und reden Sie gefälligst anständig mit mir! Ich bin eine verheiratete Frau und Mutter!“ sagte Sonja laut, um stark und sicher zu wirken. Sie wollte ihm das Foto wieder aus der Hand reißen, aber er gab es nicht her.

„Und das macht Dich anständig?“ Er lachte unverschämt.

„Fahren Sie oder geben Sie mir das Geld zurück! Und duzen Sie mich nicht!“

„Okay! Okay!“ Igor pustete kräftig durch den Mund und wendete sich wieder dem Lenkrad zu.

„Bin auch anständig, Gnädigste! Christus ist mein Zeuge!“ Er deutete auf den Rückspiegel, von dem eine Halskette mit einem Jesuskreuz hin und her pendelte. Er fuhr los und drehte das vergilbte Foto in seiner Hand.

„Wer ist der Typ? Sieht gut aus, aber irgendwie klein geraten oder?“ witzelte er.

„Mein Vater. Hab ihn als Kind zuletzt gesehen, als ich ihn besucht hab.“

„Besucht? Hier?“

„Nein. Ganz im Süden Russlands.“

„Und jetzt lebt er im Norden? In dieser scheiss Kälte?“

„Ich hoffe es. Durch eine Zeitungsannonce bekam ich den Hinweis, dass er hier leben könnte. Er war früher Matrose und hat auch hier am Hafen gearbeitet. Hab aber keine Adresse.“

„Keine Adresse... Sehr schlecht! Und die Mutter weiß nichts?“

„Nein. Nur ich suche nach ihm.“

„Verdammte Scheidungen, was?!“ sagte Igor.

„Eher Flucht.“

„Flucht?“ fragte Igor.

„Er ging einfach weg. Für immer.“

„Weg? Wann war das?“

„Weiß nicht genau. War noch sehr klein. Erinnerere mich nur schwach an ihn. Weiß noch, wie er mich in den Zug nach Hause setzte und mir Süßigkeiten gab. Danach sah ich ihn nie wieder. Er war verschwunden, niemand wusste wohin.“
Sonja ärgerte sich über ihre Offenheit. Was verstand dieser Igor schon davon? Was interessierte es ihn?

„Ein Arschloch!“ sagte er bloß. „Der sollte Ihnen scheissegal sein! Warum suchen Sie den Typ?“

„Weil ich... ach, fahren Sie einfach und seien Sie jetzt bitte mal still!“

„Okay, okay! Ich fahre also zum Hafen. Vielleicht wissen die in der Kneipe was.“

Während der Fahrt schwiegen sie beide. Sonja dachte, ob das nicht alles ein Fehler war. Igor sah einer anstrengenden Nacht entgegen. Das Geld aber stimmte ihn zufrieden. Ob sie diesen Boris finden würden oder nicht, es war ihm sicher. Und diese Frau schien sich diese sinnlose Reise leisten zu können.

Als sie den Hafen der Stadt erreichten, fror Sonja nicht mehr. Sie sah aufgeregt durchs Fenster und prägte sich alles genau ein, um die große Lücke ihrer Erinnerung zu füllen, was ihren Vater anging. Hier an diesem Ort war er und war vielleicht gerade jetzt auch da. Sie könnte ihn erkennen. Ihr Gefühl könnte ihr sagen: Der da ist es. Wäre das nicht natürlich? Oder war es wiederum naiv?

Eine Hitze erfasste sie und sie wollte nur noch raus. An die kalte Luft. Ihr war etwas übel und als das Auto vor der Hafenkneipe anhielt, stieß sie erleichtert die Tür auf. Igor beeilte sich auszusteigen, um ihr zu sagen, dass er

allein in die Kneipe gehen sollte. Sie war bereits ausgestiegen und wollte hineingehen.

„Da drin sind nur Männer!“ rief er. „Besser Sie warten hier. Ich zeig mal das Foto rum.“ Sonja nickte und wandte ihren Blick dem Meer zu.

In den ruhigen Wellen, auf denen sich die Lichter der Stadt spiegelten, sah sie die wenigen Bilder, die sie von ihrem Vater hatte. Sie reichten ihr einfach nicht für ein ganzes Leben, das noch vor ihr lag. Es schien ihr auch ein Mangel zu sein, den ihre eigene Tochter zu spüren bekommen könnte. Jetzt, da sie auf dieses Meer blickte, war sie sich sicher: Sie tat das Richtige. Diese Reise war wichtig für ihre Seele.

Igor blieb sehr lange in der Kneipe. Sonja wurde nervös und begann wieder zu frieren. Sie hatte keine Geduld und sie konnte nicht tatenlos dastehen und warten, bis ein Fremder ihren Vater fand. Womöglich betrank sich dieser Igor dort am Tresen und ließ sie in der Kälte stehen. Sie sollte hineingehen. Vielleicht saß auch ihr Vater dort. Er würde doch gleich fühlen, wenn sie vor ihm stünde, wer sie war? Sie würde es. Davon war sie überzeugt. Als dann eine laute Frauenstimme aus der Kneipe drang, ging sie sicheren Schrittes hinein.

Wahrscheinlich wäre sie gleich wieder rausgelaufen, wäre Igor nicht schon drin gewesen, der mit einem Betrunkenen und einer Frau heftig diskutierte. Sonja ging auf ihn zu, an den glotzenden Männern vorbei, die ihr wie Sträflinge vorkamen, die nach langer Zeit wieder ein weibliches Wesen sehen. Sie fühlte sich unwohl und belästigt, auch wenn keiner sie ansprach, sich aber untereinander laut über sie austauschten. Die Frau bei Igor war am lautesten. Der Betrunkene schien ihr Mann zu sein. Er deutete ständig auf das Foto des jungen Boris. Sonja verstand nicht alles, was er sagte. Die Männer in der Kneipe gafften und amüsierten sich.

„Was weißt Du denn schon? Niemand hier kennt den Mann!“ rief die laute Frau immer wieder aus vollem Hals. Sie schimpfte ihren Mann als Taugenichts und Säufer, der sein Geld am Tresen ausgab. Igor erschrak, als er Sonja sah.

„Was ist denn hier los?“ fragte sie.

„Nichts. Ein Ehestreit. Der Mann weiß nicht, was er sagt. Total besoffen!“

„DU bist besoffen!“ rief der Betrunkene und schüttelte den Kopf. Seine Wut hatte etwas kindlich Trotziges, Ohnmächtiges. Er war tatsächlich besoffen und konnte sich kaum am Tresen halten. Aber trinken wollte er immer noch.

„Was sagt er denn?“ Sonja hielt Abstand von dem torkelnden Mann. Gegen betrunkene Männer hatte sie eine starke Abneigung. Mitleid hatte sie mit der Frau, die drei Kinder erwähnte.

„Dieser Säufer sagt, er kennt den Mann auf dem Foto und weiß, wo er wohnt, er sagt, die Straße hat keinen Namen. Glaub aber, der will einfach, dass ich ihn in die nächste Kneipe fahr!“ Igor war sichtlich genervt. Er wollte nur raus.

„Ich kenn' den Weg...“ murmelte der Trinker.

„Du kommst jetzt nach Hause!“ schrie die laute Frau wieder. Sonja nahm das Foto aus Igors Hand und legte sie vor dem Trinker auf den Tresen.

„Sind Sie sicher, dass Sie diesen Mann kennen? Er ist jetzt viel älter!“ Der Mann winselte beinahe, weil ihm keiner glaubte. Der Alkohol dämmte seinen Ärger. Vermutlich war das der Grund, warum er so viel trank.

„Aber ja... der Ingenieur... aus 'm Süden! Ich sag Euch doch...seine Augen...“

„Du hast doch keine Ahnung!“ unterbrach ihn seine Frau. Sie zog ihn am Arm. Unermüdlich beschimpfte sie ihn. Mehr aus Verzweiflung, als aus Wut. Hilflös wirkte auch er und versuchte, sich von ihr loszureißen. Dabei stammelte er vor sich hin.

„So alt macht Dich das Leben... bist verdammt alt geworden, Boris!“

Sonjas Augen glänzten. Sie war so aufgewühlt, dass sie den Trinker am liebsten umarmt hätte. Ihr war nach Weinen zumute, aber die schwierige Situation verlangte nach Selbstbeherrschung und Umsicht. Sie sah die Ehefrau des Trinkers an, die sich nicht beherrschen konnte, und fragte sie, wie viel Geld er dem Barman schuldete. Für die Verhältnisse dieser Leute war es viel. Sonja bezahlte die Schuld.

„Aber Ihr Mann muss uns begleiten!“ sagte sie. „Ich verspreche Ihnen, dass wir ihn dann nach Hause fahren.“

Die Frau bedankte sich laut und umständlich. Mehrmals wiederholte sie ihre Adresse. Igor steckte das Foto wieder in die Jackentasche. Sonja hätte es beinahe vergessen. Er war sich sicher, dass er es wieder vorzeigen musste. Er schwieg und zweifelte. Was sollte er von Sonja und ihrer Geschichte halten? Er entschied, sich nicht weiter darum zu kümmern, einfach zu fahren und gutes Geld zu verdienen.

Der Trinker hieß Fjodor. Er saß auf dem Beifahrersitz. Der Geruch starken Alkohols und alten Schweißes breitete sich unangenehm bis zur Übelkeit im Auto aus. Sonja und Igor schwiegen im Bemühen, nicht zu atmen und die Fahrt auszuhalten. Fjodor schwatzte andauernd von Dingen, die nur ihn beschäftigten. Igor musste ihn immer wieder nach dem Weg fragen, musste manchmal stehen bleiben, bis Fjodor ihm endlich die Richtung wies, in die er fahren sollte. Er lotste sie auf Straßen mit scharfen Kurven entlang, auf denen die Bäume immer dichter wurden und die Häuser immer kleiner aussahen. Die ganze Strecke war nicht so weit, aber Fjodor nickte von Zeit zu Zeit ein, so dass Igor ihn kräftig schütteln musste. Irgendwann gelangten sie an die letzten Häuser einer nicht asphaltierten Straße. Sie hielten an.

„Und was jetzt? Welches Haus?“ brüllte Igor. Aber Fjodor war nicht mehr wachzukriegen und schnarchte laut vor sich hin.

„Dieser verdammte Säufer!“ schrie Igor.

„Vielleicht sollten wir jemanden in den Häusern fragen.“ schlug Sonja vor.

„Was ist los mit Ihnen?“ Igor verlor die Nerven. „Sie sind wie ein kleines Mädchen! Glauben alles! Sogar einem total Besoffenen!“

Der Gestank. Das Schnarchen. Die Suche. Die Sinnlosigkeit. Igor verstand das alles nicht. Er brüllte und fluchte. Für kein Geld der Welt sollte man sich das antun. Schon gar nicht für so einen Vater.

„Hören Sie auf mich anzuschreien!“ Sonja kamen die Tränen, die sie sofort aus den Augen wischte. Igor erschrak und fasste sich an die Stirn.

„Steigen Sie aus.“ sagte er ruhig.

Beide stiegen aus dem Auto. Endlich frische Luft. Eine kleine Erleichterung, die auch die Nerven beruhigte. Sie zündeten sich gleichzeitig eine Zigarette an. Die erste seit langem. Igor rauchte wegen Sonja im Auto nicht, weil er überzeugt war, dass sie Nichtraucherin war. Er schmunzelte sie an. Sie schaute weg. Seinen Ausbruch nahm sie ihm immer noch übel.

„Ich glaube nicht alles.“ sagte sie mit bitterer Stimme und sah dabei die Häuser an. „Aber ich hoffe. Ich muss.“

Igor wusste nicht, was er sagen sollte, aber er fühlte, was sie meinte. Er rauchte seine Zigarette in langen Zügen bis zum Filter und warf sie weg. Dann schritt er auf eines der Häuser zu und hämmerte etwas zu entschlossen an die Tür. Eine alte Frau trat gereizt ans Fenster.

„Wer ist da?“

„Entschuldigen Sie bitte! Hier ist eine Frau, die ihren Vater sucht. Um die 50 Jahre alt. Er...“

„Mein Junge, schlage an der nächsten Tür! Der wartet schon lange auf Nachricht der Tochter!“ Die Frau schlug sofort das Fenster zu. Igor wandte sich um, lächelte Sonja an und warf beide Arme triumphierend in den Himmel. Sie warf ihre Zigarette weg und schritt nervös auf das nächste Haus zu.

Igor holte gerade mit der Faust aus, da ging die Tür schon auf.

„Was ist los, junger Mann?“ Der Hausbesitzer hatte dichtes, weißes Haar und einen Vollbart. Er lächelte verschmitzt. Klein und korpulent sah er aus. Sein Gesicht hatte einen neugierigen und freundlichen Ausdruck. Über Igors Schulter hinweg sah er Sonja, die reglos auf dem Trottoir stand und wartete. Hinter ihm war Hundebellen aus dem Haus zu hören.

„Die tun nichts! Die bellen nur!“ beruhigte der Mann, trat heraus und ließ die Tür hinter sich zufallen. Er hörte Igor sprechen und erklären, sein Blick aber war auf Sonja gerichtet.

„Aus dem Ausland ist das Kind gekommen?!“ fragte er nur leise.

Igor, der alles geschildert hatte, schaute angespannt zwischen dem Mann und Sonja hin und her. Sonja regte sich noch immer nicht. Der Mann lachte kurz auf und plötzlich brach er in Tränen aus. Haltlos und laut weinte er, ging auf Sonja zu und breitete seine Arme aus. Sie weinte auch, aber still und beherrscher. Fest umarmte der Mann sie. Da er so viel Wärme ausstrahlte, erwiderte sie seine Umarmung. Sie hörte ihn sagen, was sie schon wusste.

„Kind, ich wünschte bei Gott, ich wär's.“

Igor verstand nicht und lief zu ihnen hin, während sie sich aus der Umarmung lösten. Der Mann fing sich wieder.

„Was ist?“ fragte Igor, der selbst Tränen in den Augen hatte. Sonja lächelte ihn bemüht an.

„Er ist es nicht.“ sagte sie knapp.

„Christus im Himmel...!“ Igor fasste sich mit beiden Händen an die Stirn und lief zum Auto, an das er sich erschöpft anlehnte.

Der Mann stellte sich Sonja mit Namen Romanow vor.

„Ich wünschte, meine Tochter würde diesen Weg auf sich nehmen.“ bemerkte er beschämt. „Sie verliebte sich und ging fort in den Süden. Sie sagt, die Wege zwischen Eltern und Kindern müssen sich einmal trennen. So ist sie eben.“

„Haben Sie sie mal besucht?“ fragte Sonja.

„Ja, natürlich. Aber sie mag keinen Besuch von Zuhause.“

„Leben Sie allein?“

„Meine Frau ist vor ein paar Jahren gestorben. Ich habe nur noch meine Tiere.“ Er blickte auf sein Haus und sie sah ihm an, dass er mit diesem kleinen Zuhause eine glückliche Vergangenheit verband.

Auf einmal hörten sie ein lautes Schluchzen von der Straße. Igor heulte wie ein kleiner Junge vor sich hin und blies in sein Taschentuch.

„Ist der Fahrer ein Verwandter?“ fragte Romanow gerührt.

„Nein. Ich bin am Flughafen in Igors Taxi gestiegen.“ Sie mussten beide lachen.

„Sonja...“ sagte Romanow vorsichtig. „Gleich hier die Straße rauf, links oben, wohnt ein Boris Grigoriew. Es ist die Hütte am Waldrand.“ Sonja hörte ihm aufmerksam zu und dachte an Fjodors Worte.

„Nur sagt er, dass er keine Familie hat. Er lebt sehr zurückgezogen. Ist irgendwie menschencheu. Aber ein fleißiger Arbeiter.“

„Wir versuchen es dort.“ Sonja verspürte eine Unruhe. Sie mochte Romanow, aber seine Einladung zum Essen konnte sie nicht annehmen.

„Sie wollen gleich aufbrechen?“

„Ja. Ich muss.“

Romanow versuchte seine Enttäuschung zu verbergen und dankbar für die Begegnung zu sein. Er hatte das Bedürfnis, dieser Frau etwas zu schenken, aber er wusste nicht was. Seine bellenden Hunde brachten ihn schließlich auf eine Idee.

„Haben Sie Kinder?“ fragte er.

„Ja. Eine Tochter.“

„Wundervoll! Warten Sie bitte!“ Er eilte ins Haus.

Sonja ging auf den weinenden Igor zu, der zu einer Umarmung ansetzte. Sie schüttelte streng den Kopf. Einsichtig machte er einen Schritt zurück und fing wieder an zu schluchzen.

„Reißen Sie sich zusammen!“ sagte Sonja. „Wir fahren gleich weiter! Und um Himmels Willen machen Sie endlich Ihr Hemd zu! Es ist eiskalter Winter!“ Sie klang demonstrativ erzieherisch, lachte ihn aber freundlich an.

Romanow erschien wieder mit einem großen Flechtkorb, in dem sich etwas bewegte. Als Sonja sah, was er mitbrachte, dachte sie an Igor, der bald wieder fluchen würde.

„Ein Hund?“ fragte sie.

„Ein Wolf! Ein ganz zahmer! Hat sein Rudel verloren.“ Sonja gab sich Mühe, sich zu freuen. Ablehnen konnte sie unmöglich. Das hätte den Mann tief verletzt. Ihr war aber klar, dass sie diesen Wolf nicht mit nach Hause nehmen konnte in das Leben, das sie führte. Dem Mann nicht. Er dachte nicht so weit.

Der Wolfswelpe hatte graubraunes Fell, das struppig aufstand und den niedlichen Anblick noch verstärkte. Aus seinem offenen Maul ließ er die Zunge herunterhängen, spitzte seine Ohren und blinzelte. Im Korb waren auch Futter und zwei festverschlossene Kannen mit Wasser und Milch.

Sonja sah Igor flehend an, der den Korb mit dem Tier wortlos nahm und auf den Rücksitz packte. Romanow umarmte Sonja noch einmal zum Abschied und flüsterte ihr einen dort üblichen Segensspruch ins Ohr. Dann ging er zum Haus zurück und blieb vor der Tür stehen, bis das Taxi mit der verlorenen Tochter außer Sichtweite war.

„Jetzt fahr' ich neben dem Säufer auch einen Wolf! Was für eine Nacht!“ rief Igor aus und lachte. Fjodor schnarchte und roch neben ihm noch immer stark. Sonja streichelte den Wolf, der im Korb hin und her hüpfte.

„Das nächste Mal nehmen Sie vielleicht nicht jede Frau aus dem Ausland mit!“ sagte sie frech. Igor wurde ernst.

„Ganz bestimmt nicht. Sie sind ja auch nicht wie *jede* Frau.“

Die Straße am Waldrand, an der sie die Hütte erreichten, war nicht beleuchtet. Wie Fjodor sagte, hatte die Straße keinen Namen. Keine Adresse. Aus den Fenstern schien ein schwaches Licht, das eine Gestalt vor der Hütte erkennen ließ: Ein dünner, grauer Mann saß draußen auf einem kurzen Baumstamm und rauchte. Als das Auto stehen blieb, blickte er starr und drohend ins Scheinwerferlicht, das ihn offenbar ärgerte.

„Der ist es nicht!“ sagte Igor hastig.

„Doch Igor. Genau der ist es.“ entgegnete Sonja. Sie war erstaunlich ruhig. Tränen wären ihr gekommen, wenn sie nicht zuvor schon geweint hätte. In ihr fühlte sich alles aufgeweicht an. Aufnahmefähig. Stark. Sogar für das, was sie nicht finden wollte.

„Der da? Das ist nicht der Mann auf dem Foto! Ich sag doch: Der Säufer spinnt!“

„Er ist es. Schalten Sie die Lichter aus.“ sagte sie nüchtern und beobachtete den grauen Mann, der gebrochen und stark gealtert aussah, aber auch hart wie ein Sträfling wirkte.

„Woher wollen Sie das wissen?“

„Weil ich etwas fühle.“ antwortete sie.

„Ich geh' mal raus und frag' nach.“

„Nein. Bleiben Sie hier. Ich gehe zu ihm. Er ist es.“

„Egal! Ich glaube, Sie schneiden sich gerade selbst ganz tief ins eigene Fleisch! Fliegen Sie lieber wieder nach Hause!“ beschwor sie Igor.

„Was ist schon eine Wunde mehr oder weniger...“ murmelte sie in sich hinein und stieß die Wagentür auf.

„Warten Sie! Ich kenn diese Typen! Sibirische Sträflinge! Das ist ein harter Brocken! Ich seh's!“ flüsterte Igor.

„So ein Quatsch! Warum flüstern Sie?“

„Ich schwör's, der hat 'ne Axt hinter der Hütte versteckt! Weiß der Himmel, was noch!“

„Hören Sie auf! Ich geh' jetzt zu ihm! Warten Sie!“

„Okay, okay! Aber wenn der was Krummes macht – schreien Sie – und Igor ist da!“

„Ja Igor. Ich schreie...“

Als Sonja ausstieg, sprang der kleine Wolf wuffend aus dem Korb und schabte mit den Vorderpfoten an der verschlossenen Tür. Er wollte raus. Igor beachtete ihn nicht weiter. Der Motor lief noch und er hoffte, Sonja würde gleich wieder einsteigen. Ihm fiel ihr Geld ein, das er bereits eingesteckt hatte und es dringend brauchte. Sie verließ das Auto, in dem zwei fremde Männer saßen, ohne ihre Handtasche mitzunehmen. Wie naiv sie doch war... Er fixierte

den ‚sibirischen Sträfling‘ mit ablehnender Miene. Als dieser zu Sonja auf sah und nach einer Weile auf ihre Frage nickte, ließ Igor den Motor absacken, schaltete endlich die Lichter aus und bekreuzigte sich.

„Den Säufer da kenn‘ ich.“ sagte Boris und erhob sich. Die Zigarette warf er ins Gras. Er war kleiner als Sonja. Sie war sich nicht sicher, ob er eingegangen oder wirklich von kleinerem Wuchs war. In ihrer Erinnerung war er für sie ein Riese. Sein rechtes Bein zog er nun mit beiden Händen mit, um aufrecht zu stehen. Seine Stimme klang in ihren Ohren wie der Schuss aus einer Pistole. Unerwartet. Gnadenlos. Angst auslösend. Er sah den schlafenden Fjodor an. Nicht sie. Den Taxifahrer beachtete er nicht. Er hatte ihr nicht mal die Hand gereicht.

„Ist kalt. Gehen wir rein.“ sagte er mürrisch und hinkte auf die Hütte zu. Seine Kleidung sah wie er alt und eingegangen aus. Kleidung, wie sie Bettler tragen. Nicht schön. Nicht neu. Täglich gewaschen. Geeignet für jede Witterung. Sonja folgte ihm still. Igor stieg aus, um zu rauchen.

Es war nur ein Raum, in dem Boris lebte. Ein Bett. Ein Stuhl. Keine weiteren Möbel. Viele Schnapsflaschen. Und Bücher. Jede Menge Bücher. Auf dem Bett. Am Boden. An den Fenstersimsen. Er nahm die Flasche und das Schnapsglas vom Stuhl, säuberte ihn rasch und bot ihn ihr an. Sonja fühlte sich in diesem Raum unerklärlich schuldig, dachte aber auch daran, dass sie und ihre jüngeren Geschwister eine Zeit lang auch so gelebt hatten. Boris erwähnte eine draußen angebaute, saubere Toilette, die sie benutzen konnte. Seine Stimme klang etwas milder. Während Sonjas Abwesenheit machte Boris sein Bett und ordnete die Bücher, um mehr Platz zu schaffen. Er hatte an dem Tag nur Schnaps und Wasser da.

„Wasser?“ fragte er, als Sonja wieder reinkam.

„Ja, bitte.“ Er selbst trank nichts.

Sie nippte am Glas und überlegte, was sie sagen sollte. Er blieb lange still, machte Feuer an einem kleinen, alten Kamin und schaute um sich, als wäre er der Gast. Auf einmal sprach er:

„Du hast so gar nichts von ihr.“

Sonja fand, dass er sie enttäuscht ansah.

„Von Mutter?“ fragte sie, um etwas zu sagen. Er nickte.

„Wo ist Dein Mann? Bist Du geschieden?“ fragte er streng.

„Er ist bei unserer Tochter. Ich wollte allein kommen.“

„Eine Tochter... Und Dein Mann? Taugt der was?“

„Was? Ja. Er ist der Vater meines Kindes.“ empörte sie sich.

„Du weißt, dass das nicht viel zu bedeuten hat.“ sagte er knapp. Sonja blickte ihm missbilligend in die Augen.

„Mein Kind soll mit dem eigenen Vater aufwachsen. Das ist sehr wichtig.“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Es gibt Väter, ohne die man besser dran ist.“

Seine bittere Bemerkung verlangte nach einer Ergänzung. Er sah ihr an, dass sie darauf wartete und fügte nachgiebig hinzu: „Glaub mir.“

Verständnislos sah Sonja ihm ins harte Gesicht und sagte nichts. Sie hatte viele Anklagen gegen ihn parat, aber die meisten konnte sie nicht in Worte fassen. Sie alle waren irgendwie mehr in Bildern festgehalten und weniger in einer Sprache.

Einige dieser Bilder flimmerten gerade jetzt in Sekundenschnelle durch ihr Gedächtnis:

Ein schwüler Sommertag am Fluss, an dem sie mit ihrem ersten ‚Ersatzvater‘ Tiere tränkte. Er war der leibliche Vater ihres einzigen Bruders. Ein Zigeuner und Tierhüter, der aber alles machte, was bezahlt wurde. Wegen der Tiere und weil er nett zu ihr war, ging sie gern mit ihm mit, und weil sie Angst vor ihrer Mutter hatte. Sie war noch sehr klein. Der freundliche Mann wollte ihr im Fluss das Schwimmen beibringen, was sie aber ihr Leben lang nicht mehr lernen sollte. Dort geschah etwas, was sie nicht verstand, was das ganze Dorf, in dem sie lebten, in Aufregung versetzte. Jeder umarmte und tröstete sie. Bis auf ihre Mutter, die ihren Mann mit ihrer Tochter damals am Fluss vorgefunden hatte. Was sie aber sah, gab ihr einen Grund zur Eifersucht, noch nicht aber zur Trennung...

Ein paar Jahre später dann eine Nacht, in der es regnete. Sie war im Nachthemd von ihrem ‚nächsten Ersatzvater‘ aus dem Schlaf gerissen worden. In der einen Hand hielt er ihren Arm und zog sie nach draußen auf die Straße, in seiner anderen Hand blitzte eine Axt. Von Schnaps, Rage und Eifersucht berauscht, befahl er ihr voranzugehen und ihn zu ihrer Mutter in das Haus ihres Liebhabers zu führen...

Mehr noch als die Männer, fürchteten Sonja und ihre Geschwister den Jähzorn und die gnadenlose Gewaltbereitschaft ihrer Mutter. Der nie aufgegebene Widerstand gegen sie hinterließ demütigende und schmerzliche Spuren. Innere wie äußere Wunden, lebenslänglich anhaftende Narben, die kaum zu verbergen waren.

„Und wie bist Du mit *ihr* klargekommen?“ fragte Boris. Nach Ersatzvätern fragte er nicht.

„Nicht gut.“ sagte Sonja knapp und zögerte lange. Da er schwieg, fuhr sie fort. „Ich ging früh von zuhause weg. Die Fürsorge im Ausland half mir. Ich

wurde vor der Zeit für volljährig erklärt, nachdem ich lange im Krankenhaus bleiben musste, nicht mehr heimgehen konnte.“ erzählte sie. Er hörte genau zu.

„Vom Gericht bekam sie ein Schriftstück, in dem stand, dass sie nicht fähig ist, Kinder groß zu ziehen und als Mutter eine Gefahr für ihre Kinder ist.“

Sie wunderte sich selbst darüber, dass sie ihm das erzählte. Es schien ihr aber der stärkste und sogar amtliche Beweis dafür zu sein, dass sie ihn, den Vater, gebraucht hätten.

Boris schwieg bloß und nickte unentwegt. Fragen stellte er keine mehr. Überhaupt hatte sie das Gefühl, dass er das Wenige, was sie ihm sagte, nicht hören wollte. Nicht einmal nach ihren Schwestern fragte er. Vielleicht auch, weil sie ihn nicht suchen und treffen wollten. Sie spürte, dass auch sie ihn nichts fragen durfte. Im Grunde hatte er nur Interesse an ihrer Mutter. An der Frau, vor der er in Einsamkeit und Abgeschiedenheit geflüchtet war. Mehr als von ihr schien er von sich selbst enttäuscht zu sein, dass er fähig war, sie zu lieben und seine Kinder ihretwegen zu verlassen.

Sonja aber wollte ihm endlich alles erzählen, von ihren Ängsten, ihren Träumen, von ihren Erfolgen und Niederlagen, doch ihr war klar, sie würde nur sein Gehör erreichen. Nicht ihn. Den Vater. Den Mann aus ihrer Kindheit gab es nicht mehr. Sein Geist schien zwar messerscharf zu sein, aber sein Herz hatte er eingefroren.

„Meine Tochter ist jetzt neun und liest auch gerne Bücher.“ sagte sie. „Sonst eigentlich niemand in der Familie. Vielleicht hat sie das von Dir. Sie schreibt auch immer was, aber sie zeigt es mir nicht. Sie ist gern allein und in ihrer eigenen Welt.“

Sie erzählte ihm das in der Hoffnung, das Eis in ihm einbrechen zu können.

„Ausgelacht hat sie mich wegen der Bücher!“ rief er plötzlich aus.

„Wer?“ Sonja erschrak. Wieder klang seine Stimme wie ein Schuss.

„Deine Mutter! Sie wollte sie verbrennen! Alles nur Geld- und Zeitverschwendung! Ich hab mir ein Versteck suchen müssen für meine Bücher, hab sie in der Erde vergraben! Versteckt vor meiner eigenen Frau!“

„Davon habe ich gehört.“ sagte sie.

„Was hast Du gehört? Was hat sie Dir erzählt?“

„Dass Du viel gelesen hast und sehr klug warst. Nicht mit diesen Worten, aber so hab ich's verstanden.“

Sie sagte ihm nicht, dass sie sich immer gefragt hatte, wie ein Mann, der so viel wusste, der so viel über die Menschen gelesen hatte, etwas so Falsches tun konnte. Er erhob sich vom alten Bett und lief nervös hin und her.

„Ein Idiot war ich! Ein Geldesel! Weiter nichts! Ich wollte nicht glauben, was ich wusste, was man mir erzählte, bis ich es mit eigenen Augen sah. Du verstehst mich?“ Sonja sah zu ihm auf und verstand.

„Wir sahen auch viel.“ entgegnete sie ihm. „War ja ein kleines Haus. Viele Stiefväter hatten wir. Unsere Mutter haben wir gesehen und erlebt, wie man seine Mutter nicht erleben sollte.“

Er nickte und setzte sich wieder aufs Bett. Sein Schweigen machte die Luft im Raum schwer und stickig. Sonja wollte ihm noch so viel sagen, was eine Tochter dem Vater nicht sagt, wenn sie noch eine Mutter hat. Wie lange sie ihre Leidenschaft in sich einfroren, dass ihr Leidenschaft noch immer manchmal schmutzig und bestialisch vorkam und nicht Ausdruck von Liebe sein konnte. Und sie fürchtete den Tag, an dem ihre Tochter ihr die ganz natürlichen Fragen eines heranwachsenden Mädchens stellen würde.

Boris sah sie wieder wie am Anfang prüfend an.

„Bei Gott! Du hast nichts von ihr...“ wiederholte er. Sonja wurde wütend und zum ersten Mal laut.

„Ich will auch nicht sein wie sie. Niemals!“ Sie erschrak über sich selbst.

„Kind, sie wird uns beide noch überleben.“ sagte er nur und klang fast väterlich.

Was meinte er denn jetzt damit? Es war das erste Mal, dass er sie ‚Kind‘ nannte. Vielleicht war das seine Art der Anerkennung. Weil es so schwer für sie war, ihn zu verstehen, kam ihr als erstes immer das Wort ‚vielleicht‘ in den Sinn. *Vielleicht* aber, dachte sie, erkannte sie in ihm einen verborgenen, noch ungeformten Teil ihrer Selbst. Die verleugnete Möglichkeit, dass sie sich mit den Jahren ihm angleichen könnte.

Das machte ihr Angst. Sie spürte, dass diese Radikalität, dieser Hang zum Rückzug, auch in ihr steckte, dass auch sie das Leben vereisen lassen könnte. Spürte er das vielleicht auch bei ihr? So groß war ihre Sehnsucht nach der Begegnung mit ihm. Jetzt fühlte sie den Drang nach Flucht. Zu lang und beschwerlich waren die Zeit und die Umstände, die zwischen ihnen lagen, dass ihre Seelen nichts Neues mehr zuließen. Ihre gemeinsame Geschichte war geschrieben. Alles, was sie jetzt noch taten, fühlte sich unnatürlich und gegen den Lauf der Dinge an. Der bittere Gedanke kam ihr: Zu spät.

„Besser, ich gehe.“ sagte Sonja mit einem Gefühl, als hätte er sie dazu aufgefordert. Er machte ein staunendes Gesicht, das sich abrupt verhärtete.

„Gut. Besser. Ja.“ Boris erhob sich. Wie auf Befehl stand er stramm in der Haltung eines Offiziers. Sonja stand auf und sah ihm direkt in die Augen. Kühl sahen sie aus. Mit einer Handbewegung deutete er ihr, sie möge vorausgehen.

Igor saß im Auto und ließ den Motor laufen, um sich aufzuwärmen. Fjodors Kopf war gegen die Fensterscheibe gedrückt. Er schlief noch immer tief und fest. Sonja öffnete die Tür am Rücksitz. Der kleine Wolf sprang wild an ihr vorbei ins Freie.

„Wir fahren wieder.“ sagte sie zu Igor. Er stieg aus, um den Wolf einzufangen.

„Wer ist das?“ fragte Boris. Das Tier hüpfte um ihn herum.

„Ein Geschenk.“ sagte Sonja nur und suchte ihre Brieftasche. Igor nahm den Wolf an sich und nickte Boris zu, der nicht reagierte.

„Den kannst Du nicht mitnehmen.“ sagte er entschieden.

„Ich weiß.“ Sonja klang gereizt und erschöpft.

„Lass ihn da.“ bestimmte er.

Ohne Sonjas Entscheidung abzuwarten, legte Igor das Tier ihm vor die Füße. Er holte eilig den Flechkorb aus dem Auto, den er vor den Baumstamm platzierte, auf dem sie Boris angetroffen hatten.

Die Art, wie Igor das tat, hatte etwas Strafendes, Verurteilendes, was Boris wahrnahm. Sonja ließ es geschehen. Sie hielt ihre Brieftasche in der Hand, wartete, dass Igor im Auto verschwand und ging in zügigen Schritten auf Boris zu. Sie gab ihm die Hand, die er nahm und leicht drückte. Seine Hand fühlte sich rau und gebrechlich an. Wie alles an ihm.

Sie beeilte sich, ein paar Geldscheine aus der Brieftasche rauszunehmen und legte sie ihm in die Hand. Es sah aus, als hätten sie gerade ein Geschäft abgeschlossen. Kalt schaute er sie an. Sie ignorierte es und holte ein kleines Passfoto von ihr hervor. Auf der Rückseite stand ihre Adresse, an die er ihr schreiben sollte, wenn er was brauchte. Eilig umarmte sie ihn und bevor er etwas sagen konnte, verschwand sie ins Auto.

„Fahren Sie! Sofort!“ Igor gab Gas.

Vom Rücksitz aus sah sie Boris noch das Geld zählen und wandte ihren Blick wieder nach vorn. Auf die dunkle Straße. Sie begann zu weinen. Ganz so wie Romanow geweint hatte. Unkontrolliert. Aus einer entfesselten Tiefe heraus. Ihre Seele zur Schau stellend.

Boris stand noch lange da und betrachtete Geld in der Hand. Bis sein rechtes Bein ihn schwächte und er zum Baumstamm rüber hinkte. Der Wolf hüpfte ihm hinterher und schnupperte im Korb nach Futter. Boris schob die Geldscheine in die Hosentasche und schüttelte den Kopf. In seiner Erinnerung blendeten ihn wieder die Schweinwerfer des Taxis. Er durchlebte alles nochmal, um es sich später einmal anders vorstellen zu können.

Sonja und Igor wechselten kein Wort während der Fahrt in ihr Hotel. Als sie ankamen, gab Igor Boris' altes Foto zurück. Sonja holte die andere Hälfte des Geldes aus ihrer Tasche, um Igor zu bezahlen. Er ignorierte es, stieg aus und öffnete ihr die Tür.

„Sie wissen noch Fjodors Adresse?“ fragte Sonja.

Igor nickte. „Ich kümmere mich um ihn. – Es war mir eine Ehre, Sie zu fahren, Sonja! Alles Gute für Sie!“

„Danke Igor. Das wünsche ich Ihnen auch.“ Wie ihren Vater umarmte sie auch ihn eilig. Überrascht sah er ihr nach.

Beide wussten, dass sie morgen wegfliegen und nie wieder in diese Stadt am Nördlichen Eismeer zurückkehren würde. Es war eine einmalige Reise. Tiefgreifend und rätselhaft. Hoffnungslos vielleicht, aber sie hatte ihren Sinn.

DIE LEGENDE VON BORIS UND DEM WOLF

Boris Grigoriew widerfuhr etwas, was jedem Liebenden widerfährt: Ein anderes Wesen veränderte sein Dasein. Es wurde ihm besonders wichtig und teuer und verlangte seine ganze Aufmerksamkeit. Mehr noch als das Meer, an das er nicht mehr so oft dachte.

Zu Beginn war der kleine Wolf einfach nur ein Tier, das er fütterte. Manchmal sogar streichelte er ihn im Vorbeigehen, weil der Wolf ihn gerade rührend und verspielt ansah. Er störte ihn nicht, aber noch machte er sich nicht wirklich was aus ihm. Wäre er ihm in den ersten Tagen entlaufen, hätte er ihn nicht gesucht, ihn nicht schmerzlich vermisst. Wenn Boris einer Arbeit nachging, ließ er den Wolfswelpen allein vor der Hütte zurück. Er gab ihm keinen Namen, weil er sich sicher war, dass das Tier die Freiheit suchen würde. Mehr als das sichere Futter, das Boris ihm verschaffte. Es schien ihm auch das einzige zu sein, was er diesem kleinen Wesen bieten konnte. Eine vorübergehende Landung in einem einsamen Hafen. Kein Grund, sich lange aufzuhalten. Weder für den Wolf noch für ihn. Da war nichts, woran man sich gewöhnen sollte. Nichts, was für immer bleiben sollte. Es war der Zufall, der diesen Menschen und dieses Tier zusammenbrachte und der Zufall konnte sie auch trennen. So dachte Boris. Die Unbeständigkeit aller Dinge gab ihm Trost für seine vielen Gründe, warum es sich im Leben nicht zu kämpfen lohnte.

Tag für Tag lernte Boris den Vierbeiner besser kennen. Er entdeckte seine Stärken und erkannte seine kleinen Schwächen und Eigenheiten, die ihn belustigten und immer mehr entzückten. Der Wolf begann ihn zu unterhalten und folgte ihm bald überall hin. Treu wie ein Gefährte, der ein natürliches

Vertrauen und einen Instinkt für den Mann entwickelte, bei dem er war. Boris ertappte sich dabei, dass er sich freute, den Wolf zu sehen. Er fing an, ihn genau zu beobachten, ihn zu studieren und sein Befinden aus der Körpersprache zu lesen.

In manchen Augenblicken wünschte er sich, den Wolf schon ausgewachsen zu sehen. Wild, stark und frei. Seine Zahmheit machte ihn traurig, auch wenn er wusste, dass er sonst nicht bei ihm wäre. Jeden Tag achtete er darauf, ob er schon grösser wurde, vielleicht auch bissiger und unabhängiger. Doch er blieb das zahme, zutrauliche Haustier, dem es zu gut ging. Er musste weder jagen noch sich behaupten. Gegen nichts und niemanden ankämpfen. Seine natürlichen Kräfte entfaltete er langsamer als andere Wölfe.

Boris fragte sich, wie lange sie beide wohl leben würden. Sorge erfasste ihn und er fühlte ein geheimes Wissen. Den Wolf konnte er sich nicht erwachsen vorstellen. Diese Zeit existierte für Boris irgendwie nicht. Ein Leben, ob kurz oder lang, es ging viel zu schnell vorbei. An Vergangenes wagte er nicht mehr zu denken. Sich die Zukunft vorzustellen, schien ihm vermessen und genauso sinnlos. Für ihn gab es nur noch das Hier und Jetzt.

An einem späten, kalten Nachmittag nahm Boris die Axt, die hinter seiner Hütte stand, piffte nach dem Wolf und hinkte mit ihm runter zum Fluss, der von Bäumen umsäumt war. Er brauchte Holz und begann mit der Axt auszuholen, um einen dünnen Baum zu fällen.

Der Wolf hüpfte am Ufer des zugefrorenen Flusses entlang. Zwischen Wurzeln abgestorbener Wasserpflanzen blieb er fasziniert stehen. Seine Pfoten wurden nass. Er spitzte seine Ohren. Die Eisdecke über dem Gewässer glänzte. An manchen dunklen Stellen im Eis taute es bereits. Der Wolf setzte plötzlich zum Sprung an und landete auf der tragenden Glätte der Eisdecke. Er rutschte und wuffte. Das Eis war etwas Neues für ihn. Spielerisch sprang er los, um munter drüber zu rutschen und auf den Hinterpfoten zu landen.

Boris, der sich vom gefällten Baumstamm abwendete, hörte ein warnendes Knirschen und Knacken, das vom Fluss ausging. Aufgeregt piff er nach dem Wolf und hinkte eiligen Schrittes aufs Ufer zu. Da knirschte und knackte es lauter und häufiger. Der Wolf schloss verängstigt das Maul und legte die spitzen Ohren an. In geduckter Stellung kauerte er mit eingezogenem Schwanz auf dem bald einbrechenden Eis. Seine Furcht ließ ihn noch kleiner und unbeholfener wirken.

Boris sah das hilflose Tier an, fühlte sich aber weder stärker noch überlegener als der Wolf. Für Sekunden blitzte in seinem Gedächtnis der Moment auf, in dem er den Wolf zum ersten Mal sah. Zusammen mit der erwachsenen Sonja, die er da zum letzten Mal sah. Das Eis brach ein. Im gefrorenen Wasser breiteten sich Risse in langen Linien aus. Der Wolf paddelte wild und winselte. Der Flussstrom trieb ihn unter die Eisdecke, die noch nicht eingebrochen war. Er fand nicht mehr raus. Das Wasser hatte ihn eingefangen. Erstarrt sah Boris zu.

Plötzlich ergriff er die Axt, umklammerte sie fest mit beiden Händen, als wäre er eins mit ihr. Verzweiflung und unbändige Wut erfassten ihn. Sein Körper fing an, seinem Willen zu gehorchen, der von animalischer Kraft

getrieben wurde. Wuchtig und mit tränenden Augen holte er aus und schlug auf die Eisdecke zu, die in große und kleine Stücke auseinanderspickte. Immer und immer wieder holte er zum Schlag aus. Außer sich. Besessen davon, das Eis zu bezwingen. Bis nur noch Wasser aufspritzte und die Axt ihm aus den zitternden Händen fiel. In den Fluss, wo sie in der Tiefe versank. Nur noch kleine Eisbrocken schwammen oben auf. Und der Kopf des Wolfes, der sich durch den Flussstrom kämpfte.

Boris kippte erschöpft ins eiskalte Wasser, das ihn schüttelte. Er begann sofort zu schwimmen. Anders als Menschen müssen Säugetiere nicht schwimmen lernen. Der Wolf schwamm mühselig aufs Ufer zu. Da er noch klein war, brauchte er länger. Boris erreichte ihn auf halber Strecke. Er schnappte nach seinen Vorderpfoten, zog ihn vor sich hin und stieß ihn im Wasser an, bis sie das Ufer erreichten. Er fühlte, wie auch der Wolf vor nasser Kälte zitterte. Und vor der Angst, die alle Lebewesen miteinander teilen: Unterzugehen, ins Nichts hinab zu tauchen, auf den alleruntersten Grund, wo sie die Welt, die sie umgibt, für immer verlieren.

Auf sicherem Boden heulte der Wolf ein paar Mal auf. Sein nasses Fell hing dunkel und schwer herunter. Boris sank ins Gras, wo er liegen blieb. Es wurde Abend. Der Wolf sprang ihm auf den Bauch, legte die Schnauze auf seine Brust und winselte leise, während der Körper des Mannes ihn langsam aufwärmte.

Boris fror, aber er bewegte sich nicht, schloss seine Augen und gab sich der Kälte hin. Seiner ganzen Sammlung an Erinnerungen gab er sich hin. Den Wertvollsten, die er besaß und die er viele Jahre für die Schmerzlichsten hielt. Eine wunderschöne Galerie an Bildern von seinen Kindern, von allen Menschen, die er liebte, zog an seinen inneren Augen vorbei, die ihn derart staunen und

froh machten, dass er sich in einen Jungen verwandelt fühlte, der im Körper eines alten Mannes wiedererwachte.

Zuletzt noch am deutlichsten sah er den Augenblick, als seine älteste Tochter aus dem Taxi stieg und ihm entgegen ging. Gleich darauf schon der kleine Wolf, der aus dem Wagen sprang, in dem sie wieder aus seinem Leben davon fuhr und den unerfüllbaren Traum in ihm weckte: Er wäre nicht der fremde Mann gewesen, dem sie aus Barmherzigkeit Geld gab, sondern der Vater, wie sie ihn gebraucht hätte.

Alles und jeder, der ihm etwas bedeutete, fand sich plötzlich in einem überdimensionalen Gemälde seines Innern wieder, das nur er allein betrachten konnte. Und flüchtig noch spürte er, wie Wärme in den Körper des Wolfes zurückkehrte und seinen Körper verließ. Dabei schlug sein Herz wild und jubelnd wie aus tausend Trommeln.

Der Frost der Dämmerung ließ ihn leblos erstarren. Im Dunkeln lag er, unter der geheimnisvollen Himmelsmütze, aber stolz und hell brannten die Fackeln seiner aufsteigenden Seele.

* Als Inspiration diente hier die reale Begegnung zwischen meinem Großvater und meiner Mutter.

Beide starben im Alter von nur 53 Jahren.

Diese Geschichte ist den Tiefen unserer inneren Meere gewidmet – unter dem Eis. *